

STEFAN ZWEIG
EINIGUNG EUROPAS



Stefan Zweig

STEFAN ZWEIG

EINIGUNG
EUROPAS

EINE REDE

Aus dem Nachlass herausgegeben von
Klemens Renoldner

TARTIN EDITIONEN
UNTENDURCH

ISBN 978-3-902163-28-8

© Tartin Editionen

Tartin Untendurch

Direktion: Max Blaeulich

A-5026 Salzburg, Uferstraße 8

F-75003 Paris, 4, Passage Saint Avoye

Die wir uns hier um einen Gedanken zusammengefunden haben, brauchen meinem Empfinden nach die Notwendigkeit und zwingende Logik unsere Idee nicht mehr zu diskutieren: dies wäre verlorene Zeit. Alle wesentlichen Staatenlenker, Wissenschaftler, Künstler und Gelehrten sind sich längst einig, dass nur eine engere Bindung aller Staaten zu einem übergeordneten Gebilde die wirtschaftlichen Schwierigkeiten lindern, die Kriegsmöglichkeiten und auch die Besorgnisse vor einem Kriege beseitigen könne, die ihrerseits wiederum eine der Ursachen der wirtschaftlichen Krise ist, und unsere eigentliche Aufgabe muss sein, unsere Gedanken aus der unfruchtbaren Sphäre der Diskussion in jene schöpferische der Tat umzustellen.

Dazu ist es nötig, dass wir uns vor allem der ausserordentlichen Schwierigkeiten bewusst wer-

den, die der Verwirklichung unseres Gedankens gegenüberstehen, denn er ist vorerst sowie in den Zeiten des Humanismus nur in das Eigentum einer dünnen Oberschicht und nicht wurzelhaft eingedrungen in das eigentliche Erdreich der Völker und wir machten uns einer Unwahrhaftigkeit schuldig, würden wir uns überreden, dass wir unserem Ziele schon nahegekommen seien. Erkennen wir also zunächst einmal die faktische Ueberlegenheit des Gegengedankens, des Nationalismus innerhalb unserer Zeit an. Der europäische Gedanke ist kein primäres Gefühl, so wie das vaterländische Gefühl, wie jenes der Volkzugehörigkeit, er ist nicht urtümlich aus dem Instinkt geboren, sondern aus einer Erkenntnis, nicht das Produkt einer spontanen Leidenschaft sondern die langsam aufgeblühte Frucht eines überlegenen Denkens. Ihm fehlt zunächst vollkommen jener leidenschaftliche Instinkt, der dem Vaterlandsgefühl so eignet und der sacro-egoismo des Nationalismus wird immer dem Durch-

schnittsmenschen fassbarer bleiben als der sacro-altruismo des europäischen Gefühls, weil es immer leichter ist das Eigene anzuerkennen als mit Ehrfurcht und Hingabe das Nachbarliche zu verstehen. Dazu kommt noch, dass das Nationalgefühl seit hunderten Jahren organisiert ist und die mächtigsten Helfer zu seiner Förderung findet. Der Nationalismus hat die Schule für sich, die Armee, die Zeitungen, die Uniform, die Hymnen und Abzeichen, den Rundfunk, die Sprache, er hat den Staat als Beschützer und die Resonanz der Massen, wir haben für unsere Idee bisher nichts anderes als das Wort und die Schrift, die, leugnen wir es nicht, gegenüber diesen jahrhundertalten erprobten Mitteln nur unzulängliche Wirkung haben. Mit Büchern und Broschüren, mit Konferenzen und Diskussionen erreichen wir immer nur einen minimal geringen Teil der europäischen Gesamtheit und verhängnisvollerweise immer gerade jenen der schon vorher Überzeugten und so ist unsere

Mühe eigentlich vertan, wenn sie nicht sich gleichfalls der neuen technischen und visuellen Formen der Agitation bedient. Nehmen wir etwa unsere heutige Aussprache als Probe, so wird vielleicht morgen in einer Zeitung zwischen hundertern andern Neuigkeiten ein kurzer Auszug über unsere Diskussion enthalten sein, über die Millionen von Augen rasch und gleichgültig hinweggleiten, und wenn wir die Probe machen werden und morgen in dem Haus wo wir wohnen, bei dem Chauffeur der uns führt, bei dem Tabakhändler wo wir unsere Zigaretten kaufen darnach zu fragen, so werden wir erkennen, dass selbst in der Stadt wo dieser Kongress gehalten wurde, die wirkliche anonyme Masse von unseren Bemühungen gar keine Kenntnis genommen hat und dass wir vielleicht vorschnell als Tat betrachten, was doch nur wieder eine Geste geblieben ist, eine jener schönen aber nutzlosen Gesten, wie sie seit Jahrzehnten und Jahrhunderten immer wieder von der Elite versucht werden.

Soll also unser Gedanke wirkliche Wirkung haben, so müssen wir ihn aus der esoterischen Sphäre der geistigen Diskussion herausführen und alle unsere Kraft daran wenden, unsere Idee auch für die weiten Kreise sichtbar und einsichtig zu machen. Zu diesem Zwecke ist das Wort, seien wir uns dessen bewusst, nicht ausreichend, sondern wir müssen alle agitatorischen Kräfte der Zeit dazuschalten und unsere Bemühungen dahin wenden, auch den Massen unsere Ideen optisch zu machen. Erkennen wir bewundernd an, in wie grossartiger Weise der Nationalismus, er, der doch ohnehin schon alle Kräfte des Staats zu seiner Verfügung hat, künstlerisch und theatralisch sich selbst darzustellen weiss, erinnern wir uns an die Rede Mussolinis vor zweihunderttausend Menschen, an jenen ersten Mai am Tempelhofer Feld, der Millionen um sich versammelte, an die Aufmärsche am Roten Platz in Moskau, wo zwei Millionen Arbeiter und Soldaten in geschlossenem Zuge stundenlang vorbeizogen.

marschierten und lernen wir daran, dass die Masse ihre Gemeinsamkeit am glücklichsten empfindet wo sie sich als Masse sichtbar und anschaulich spürt. In allen diesen Massenwirkungen waltet eine hypnotische Kraft, jener Rausch der Exaltation entsteht, der notwendig ist für den wahrhaften Glauben und niemals durch das bloss Lesen einer Broschüre, einer Zeitung in die Tiefe der Nationen getragen werden kann. Gelingt es uns nicht, gleichzeitig von unten her in den Bluttiefen der Völker eine solche Leidenschaft für unsere Idee zu erwecken, so ist jede Formulierung vergeblich, denn niemals in der Geschichte ist bloss vom Geistigen her, aus der blossen Ueberlegung Wandel geschaffen worden. Wir müssen also vor allem unserer Idee Sichtbarkeit und Leidenschaftlichkeit verleihen, sie aus dem Zustand der Ideologie in jenen der Organisation und Agitation überführen und ihr statt des bloss logischen einen demonstrativen Charakter aufprägen. In diesem praktischen und

organisatorischen Sinn müssen alle unsere Gedanken und Anregungen sich zusammenfinden und jeder von uns sollte für seinen Teil nach praktischen und psychologischen Möglichkeiten Ausblick halten.

Lassen Sie mich versuchen, in diesem Sinne Ihnen wenigstens eine Anregung zur Sichtbarmachung unserer Idee vorzulegen:

Die Tragik des europäischen Gedankens liegt darin, dass er naturgemäss kein in sich gegründetes und stabiles Zentrum hat. In unserem Europa fehlt die Hauptstadt, denn Genf, das in diesem Sinne es hätte werden sollen, ist kein Washington geworden, keine Hauptstadt sondern ein Konferenzplatz geblieben und zwar ein solche, auf dem sich die Abgesandten aller Stände, nicht das Volk, sondern die Diplomaten – abermals eine allerdünnste Oberschicht, versammeln. Was dort geschieht und beschlossen wird, hat bisher niemals das Massengefühl erreicht, niemals einen wirklichen Elan erreicht, Genf ist niemals popu-

lär geworden und der slovakische Arbeiter, der norwegische Matrose verbindet, sofern er überhaupt den Namen Völkerbund kennt, damit nicht ein Jota seines Gefühls, seine Leidenschaften sind nicht berührt, ihm fehlt das Optische, das Sichtbare, das Fühlbare an diesen politischen und ökonomischen Auseinandersetzungen und solange – ich wiederhole es – die europäische Idee nicht diese Urform des Sichtbaren, des Fühlbaren, des Leidenschaftlichen erreicht, solange sie nicht eine Art Patriotismus und Uebernationalismus für die Menschen wird, ist sie verurteilt, unfruchtbar zu bleiben und wird sich nicht in Realität umsetzen können. Wir müssen ihr als vor allem ein sichtbares Zentrum finden [das ihr heute noch fehlt, und durch eine Organisation die vielen Kräfte, die heute unbewusst im Sinne der europäischen Einheit wirken, sichtbar zusammenfassen, wir müssen endlich statt den humanistisch abstrakten Formen des Worts und der Broschüre eine demonstrative und agitatorische Europapolitik

erschaffen. Alle Vorschläge müssen darum sich jetzt auf praktischem Gebiet, auf dem Felde des sinnlich Sichtbaren bewegen.]

Lassen Sie mich einen solchen Vorschlag Ihnen hier vorlegen: Es würde mich freuen wenn Sie ihn für richtig hielten, aber ich würde mich noch mehr freuen, könnte er durch einen besseren oder wirksameren überboten werden oder wenigstens gestützt. Ich erwähnte eben, dass in vielen Formen bereits übernationale europäische Bindungen bestehen. Jedes Jahr sieht sportliche Veranstaltungen aller Nationen, sieht hunderte Kongresse, internationale Kongresse der Aerzte, der Theologen, der Arbeiter, der Schriftsteller, der Bankdirektoren, der Soziologen, der Physiker, der Techniker, der Postbeamten, der Geflügelzüchter, der Philosophen, der Weinhändler – ich stelle mit Absicht die Berufe ein wenig grotesk zusammen und wähle nur eine kleine Reihe aus dem Unendlichen, denn de facto gibt es kaum einen Stand und eine Gruppe, die sich in unserer viel-

fältigen Welt nicht alljährlich zu einem Kongress zusammenfindet. Jedesmal entstehen bei diesen Begegnungen lebendige Kontakte europäischen Gefühls, jedesmal wird die Notwendigkeit über-nationaler Verständigung einem engen Kreis bewusst, aber es ist allemal nur eine einzige Blüte, die unbemerkt im ungeheuren Getriebe blüht und verblüht, bei all diesen Kongressen entsteht das Phänomen der Sichtbarkeit, jenes Visuelle, das ich für so notwendig halte, nur für einen Tag, eine Stunde und auch unsere Besprechung fällt verhängnisvollerweise in diese Sphäre der Vergänglichkeit. Würde aber – und dies ist meine Anregung – eine Organisation es so einrichten, dass alle internationalen Kongresse zeitlich und räumlich so gelegt werden, dass immer innerhalb eines Jahres sie in einer Stadt und in einen Monat verlegt werden, so würde diese eine Stadt für einen Monat weithin sichtbar die Hauptstadt Europas werden, es würden dadurch, dass eben alle Arbeiter, Juristen, Gelehrte, Zahnärzte, Beamte,

Bauern, also alle Bürger der Stadt in diesem einen Monat, jeder mit der Gemeinsamkeit seiner Bestrebungen allen Ländern verbunden wird, eine wirkliche Durchdrungenheit einer Stadt von unserem europäischen Gedanken entstehen und für Monate, für Jahre würde diese Stadt und ihr Umkreis und vielleicht das ganze darum gelegene Land sich dieses grossen gemeinsamen Augenblicks erinnern. Dieselbe Kraft also, die sonst durch die Vereinzelnung und Zersplitterung verloren geht, sie würde sich hier zu einem grossen demonstrativen Akt binden, und dies ist wichtig, denn ohne Festlichkeit bleibt selten den Menschen ein grosses Geschehnis ihres Landes erinnerlich. Nehmen wir also an, alle Kongresse eines Jahres würden einmal verlegt nach Helsingfors, oder Prag oder Lyon, oder Hamburg oder Glasgow – ich scheidet mit Absicht die Millionenstädte wie London, Paris, Berlin aus, weil sie zu gross sind, als dass selbst die grösste Fremdenmenge der einzelnen Kongresse in ihr

optisch in Erscheinung treten könnte – so würde diese Stadt einen Monat lang in den Fahnen aller Nationen prangen, sie würde durchsurrt und belebt sein von der Vielfalt aller europäischen Sprachen, Feste würden sich von selber gestalten und noch für Jahrzehnte würde dieser einen Stadt und somit dem ganzen Land die Erinnerung aufgeprägt, dass sie einmal vor der ganzen Welt die Hauptstadt Europas gewesen ist. Fürchten wir uns nicht, dass diese Feste vielleicht einen gewissen theatralischen Charakter annehmen könnten, sondern seien wir uns klar, dass nichts unserer etwas abstrakten Idee so notwendig ist als das, was wir in Deutschland Aufmachung, in Frankreich mise en scene, nennen, lassen wir da unsere eingeborene Scheu abseits. Seit dem Altertum hat jede Art Politik immer wieder das Bestreben gehabt, optisch zu werden, und eine europäische Politik muss mit aller Kraft und List der europäischen Technik bedient sein, mit Rundfunk und Lautsprecher, mit Sportfesten

und Darbietungen, mit dem Aufgebot grosser lebendiger Massen, denn nur die sichtbare Masse macht Eindruck auf die Masse, und starke Bewegung im realen Raum unterstützt die geistige Bewegung. Wandern wir so von Stadt zu Stadt, so besteht die Hoffnung, dass überall, wo einmal alle Klassen und Stände gleich einem europäischen Parlament versammelt waren, die Idee der Bindung lebendig und fruchtbar bleibe, dass die Organisation, die wir dorten gründen, nicht nur einen flüchtigen Kreis umfasst, sondern aus allen Ständen und Klassen kräftige Nahrung zieht, so können wir hoffen, dass allmählich eine gewisse Popularisierung unserer Ideen sich verwirklicht. Eine Stadt wird der andern, ein Land dem andern nachfahren wollen und diesen Wettstreit, der allzuoft in Feindseligkeit sich ausgelebt hat, müssen wir umzuschalten suchen in einen Wettstreit gastlichen Gemeinsinns. Freilich, es wird Jahre dauern, ehe wir auf dieser Wanderung das ganze Europa erreicht und durchdrungen haben, aber

noch immer scheint mir dieser Umweg von Stadt zu Stadt fruchtbarer als das blossе Wirken durch Wort und Schrift, die – geben wir es uns doch ehrlich zu – immer nur einen obern, unkräftigen Kreis erreicht: die grossen Massen aber, mit denen wir zählen müssen und die wir vor allem suchen müssen, sie sind nur durch den Nahsinn, durch das sinnlich sichtbare Bild, nicht durch das gesprochene Wort zu erreichen, nur durch zielkräftige, eindringende Organisation zu erfassen.

Auch das Nationalgefühl Frankreichs, Deutschlands, Italiens, und aller Länder ist aus vielen kleinen Heimatsgefühlen allmählich zusammenschmolzen worden und wo dort Jahrhunderte notwendig waren, müssen wir vielleicht noch mit Jahrzehnten rechnen. Wichtig ist vor allem zu beginnen, und unsere Bemühungen aus ... *(das Ende des Satzes fehlt.)*

Ein Vorteil wäre es ferner, dass dadurch öffentliche Klarheit geschaffen würde, welche Länder Europas heute dem europäischen Gedanken

schon bereit sind und welche ihm noch miss-trauisch oder ablehnend gegenüberstehen. Aber ich gebe mich der Hoffnung hin, es würden alle einem solchen universalen Kongress gerne und freudig Raum geben, im Gegenteil, es würde eine gewisse Rivalität entstehen zwischen den einzelnen Nationen und Städten, für ein Jahr die europäische Hauptstadt oder Kongressstadt zu werden.

Dies wäre, ich weiss es genau, nur ein Anfang, aber immerhin eine Form, unsere Idee optisch und demonstrativ zu machen. Es schliesst die andern und wirksameren Formen nicht aus und da sie eine durchaus unpolitische und unverbindliche ist, gebe ich mich der Hoffnung hin, dass sie realisierbar sein könnte. Der Plan den ich vorschlage, muss durchaus nicht der sein mit dem wir beginnen, aber beginnen wir nur überhaupt. Verlieren wir keine Zeit, denn die Zeit arbeitet nicht für uns sondern gegen uns, verlassen wir uns nicht in einer Epoche des Widersinns auf den

gesunden Verstand und lassen wir den eitel humanistischen Glauben, mit Worten, Schriften, Kongressen, könne in einer Welt die von Waffen starrt, und mit gegenseitigem Misstrauen überfüllt ist, etwas erreicht werden. Entsinnen wir uns Faustens Wort, der entschlossen die Deutung ablehnt: „Im Anfang war das Wort“ – und dafür entschieden das wahrhaftigere setzt: „Im Anfang war die Tat.“

Der Text dieser Ausgabe folgt dem Typoskript aus Stefan Zweigs englischem Nachlass, der sich heute in der Zweig-Collection der Daniel A. Reed Library der State University of New York in Fredonia, NY, befindet. Wir danken Frau Gerda Morrissey für die freundliche Genehmigung zum Abdruck.

Das siebenseitige Typoskript ist von Lotte Zweig auf der ersten Seite oben mit Bleistift beschriftet:

Einigung Europas

Vortrag f. Paris, nicht gehalten)

Diese Ausgabe folgt in Rechtschreibung, Interpunktion und Absatz-Gliederung exakt dem Typoskript. Einige handschriftliche Eintragungen und Korrekturen – sie stammen weder von Stefan Zweigs noch Lotte Altmanns Hand – werden hier nicht berücksichtigt. Besondere Schreibweisen Zweigs wie „slovakisch“, „esotherisch“, „Gesammtheit“, „Kongresstadt“, „Ueberlegenheit“ u. ä., insbesondere auch die Interpunktion wurden beibehalten und nicht den heutigen Rechtschreibregeln angepasst. Es gibt in dem Typoskript

auch keine ß- sondern nur eine ss-Schreibung. Einige wenige offensichtliche Tippfehler wurden korrigiert.

Der Absatz in der rechteckigen Klammer [] auf Seite 12 f. zeigt eine mit Bleistift getilgte Passage an. Ob Lotte Zweig diese Kürzung auf Wunsch Stefan Zweigs eingezeichnet ist nicht zu klären.

Zur Entstehungsgeschichte:

Nach dem Publikationsverbot in Deutschland für jüdische Autoren im Frühjahr 1933 und nach Stefan Zweigs Vertrag mit Herbert Reichner, die wichtigsten Zweig-Titel im Reichner-Verlag ab 1934 in Wien neu herauszubringen, sammelt Zweig seine Erzählungen in zwei Bänden. Für einen weiteren Sammelband, eine Auswahl von bisher nur in Zeitschriften und Zeitungen verstreut publizierten Texte, Artikel und Aufsätze, die im Herbert Reichner-Verlag im Jahr 1937 unter dem Titel „Begegnungen mit Menschen, Büchern, Städten“ erscheinen konnten, ordnete Zweig seine Typoskripte. Lotte Altmann, seine Londoner Sekretärin

und spätere zweite Ehefrau war ihm dabei behilflich. Einige Texte mussten dafür auf der Schreibmaschine neu abgeschrieben werden.

In diesem Zusammenhang stellte Zweig auch einige seiner Europa-Vorträge zusammen, die er Anfang der dreißiger Jahre verfasst und gehalten hatte. Der hier abgedruckte Vortrag über die Einigung Europas, dessen Anlass uns ebenso unbekannt ist wie die Ursache dafür, dass er dann doch nicht gehalten wurde, entstand vermutlich Mitte der dreißiger Jahre in London. Das englische Papierformat und die Schreibmaschinen-Type legt dies nahe. Der Vortrag wurde von Zweig in den Sammel-Band jedoch nicht aufgenommen und wird hier zum ersten Mal veröffentlicht.

In einem Brief an Joseph Roth ist von einem abge- sagten Vortrag in Paris die Rede, aber ob hier von dem hier vorliegenden Text die Rede ist, bleibt undeutlich. Am 27. März 1934 schreibt Stefan Zweig aus London an Roth in Paris:

„Was den Vortrag betrifft, so hatte ich in Salzburg einen Vortrag im Radio Paris versprochen,

habe ihn geschrieben und auf meine Kosten ins Französische übersetzen lassen (ich besitze ihn noch) – also ein Beweis meiner besten Absichten. Dann stellte sich heraus, dass ich vor zwei Jahren einer Gesellschaft einen Vortrag über ein anderes Thema zuerst versprochen hatte und ich wollte nicht auf einmal zwei Vorträge in Paris halten, weil ich dort – wie Sie wissen – streng immer meine Anonymität wahre und nicht will, dass ich dann in den Strudel der Einladungen komme... Jener Vortrag, den ich – ehrlicherweise – wegen Deutschland nicht hielt und absagte, war vor einem Jahr knapp nach Hitlers Kommen in Straßburg. Denn man hätte es zum Gegenstand von Angriffen gemacht, wenn ich gerade in Straßburg, wo jeder deutsch versteht, als deutscher Schriftsteller französisch gesprochen hätte und Freunde aus Straßburg selbst hatten mir gesagt, es würde bei der gegenwärtigen Spannung peinlich wirken. Das habe ich eingesehen und jeder Vernünftige muß dies einsehen.“

Falls der Vortrag über die „Einigung Europas“ hier gemeint sein sollte, so klärt uns diese Briefstelle jedenfalls nicht darüber auf, wer „die Gesellschaft“ sein könnte, welcher Vortrag in Paris tatsächlich gehalten wurde, und welcher Vortrag der andere war etc. Um einen Radio -Vortrag kann es sich wohl nicht handeln, denn Zweig spricht mehrmals von „unserer heutigen Aussprache“ – also können wir wohl die Anwesenheit eines Auditoriums annehmen. In der Zweig-Collection von Fredonia liegt allerdings tatsächlich eine französische Fassung des Vortrags.

Nachwort

„Diese neue Manie, als Missionar des Geistes durch Europa zu reisen, ist eine ansteckende Krankheit ... und das Publikum schaut überall mit der gleichen stumpfsinnigen und ungetreuen Neugier zu.“

Diese abfällige Bemerkung über den europäischen Missionarsgeist der Intellektuellen stammt nicht, wie man vermuten könnte, von einem besonders scharfzüngigen Kritiker Stefan Zweigs, sondern von diesem selbst. In einem Brief an seinen französischen Freund, den Schriftsteller und Nobelpreisträger Romain Rolland vom 25. Oktober 1926 beklagt sich Zweig, dass Thomas Mann und Paul Valéry wie Superstars des internationalen Filmgeschäfts durch Länder und Städte pilgern und sich als deutsch-französische Friedensapostel der ersten Stunde präsentieren.

Hier ist nicht von Rivalität die Rede, sondern von Eifersucht: dass Thomas Mann mit mehreren Vorträgen in Paris bei Publikum und Medien so großen Zuspruch erntet, das ärgert Stefan Zweig. War nicht er, dank seiner zahlreichen Besuche in Frankreich, dank seiner Freundschaft mit Romain Rolland und anderen französischen Künstlern und Intellektuellen, war nicht er der bedeutendste Vermittler zwischen deutscher und französischer Kultur? Und schon davor, seit Beginn des Jahrhunderts, als Zweig sich in vielen bilateralen französisch-deutschen Kultur-Agenten als Vermittler, Übersetzer und Herausgeber profiliert hat? Und nun kommt dieser Trittbrettfahrer Thomas Mann Jahre später in die französische Hauptstadt und gibt seiner Verwunderung Ausdruck, dass der Dialog mit den Franzosen so innig von statten geht? Man kann verstehen, dass Zweig so etwas auf die Nerven geht.

Tatsächlich ist Stefan Zweig nicht nur als Übersetzer der Werke Baudelaires, Verlaines und

Rollands für den kulturellen Transfer zwischen Frankreich und den deutschsprachigen Ländern tätig gewesen, noch bevor er seinen 30. Geburtstag feiern konnte. Er hat sich schon als junger Dichter in den nationalen Literaturen des Kontinents kundig gemacht, war begierig zu erfahren, was die Autoren in den europäischen Ländern hervorbringen, welche Stoffe, welche Themen sie bearbeiten und er hat früh begonnen seine eigenen Netzwerke zu knüpfen, nicht nur in Frankreich, auch in Italien, Belgien und England, vor allem aber im Literatur- und Theaterbetrieb Deutschlands. Diese vielfältigen Beziehungen Zweigs muss man natürlich auf dem Hintergrund der österreichisch-jüdisch-italienisch-tschechischen Familiengeschichte sehen, die als veritable Basis für sein europäisches Selbstverständnis gelten darf.

★

Wer heute das sehr strapazierte Etikett vom „großen Europäer Stefan Zweig“ benützt, sollte bedenken, worin sein Europäertum eigentlich bestand. So naiv, wie gerne gesagt wird, ist es nicht. Zweifellos galt seine Aufmerksamkeit nicht den realpolitischen Strategien von staatlichen Repräsentanten, den national gelenkten Strukturen und politischen Organisationen. Zweigs besondere Aufmerksamkeit gilt den geistigen und künstlerischen Hervorbringungen der europäischen Länder in ihrer jeweiligen Geschichte. Auf unterschiedlichen Wegen versucht er dieses seit der Antike entstandene „europäische Erbe“ als Vermittlungsenergie für eine neue übernationale Friedensordnung in Europa ins Spiel bringen. In diesem Sinne muss man Zweigs Beschäftigung mit der französischen Revolution (*Joseph Fouché; Marie Antoinette; Das Lamm des Armen; Das Genie einer Nacht; Die Weltminute von Waterloo* u. a.) und mit der Reformationsgeschichte (*Triumph und Tragik des Erasmus von Rotterdam; Castellio gegen*

Calvin u.a.) sehen. Aber auch seine monographischen Porträts in den vier großen Essaybänden (*Drei Meister, Drei Dichter ihres Lebens, Der Kampf mit dem Dämon, Heilung durch den Geist*) sind aus diesem Geist entstanden.

Aber wie der hier erstmals veröffentlichte Vortrag über die Einigung Europas zeigt, möchte Zweig über das Wort, über Bücher und Broschüren, über Petitionen, Vorträge und über Kongresse der ohnehin Gleichgesinnten hinaus wirksam sein.

Versuchte Zweig unmittelbar nach dem Ende des 1. Weltkrieges selbst eine große Konferenz europäischer Intellektueller zu organisieren – die dann jedoch nicht zustande kam – so sagte er schon in den folgenden Jahren seine Teilnahme an ähnlichen Tagungen meistens ab. Er wünschte sich die europäische Vereinigung, aber gleichzeitig widerstrebten ihm organisatorische Strukturen: „Diese Konferenzen widern mich im tiefsten an, und ihr Ergebnis ist gleich Null.“ (Stefan

Zweig in einem Brief an Romain Rolland, 25. Oktober 1926) Die hohen Auflagen seiner Bücher sprechen dagegen eine andere, nämlich seine Sprache. Er möchte sie schon erreichen, die Massen – aber nicht mit ihnen gemeinsam agieren.

★

Es ist natürlich verwunderlich, dass sich Zweig mit den diversen europäischen Initiativen zur geistigen Einigung des Kontinents, die in den zwanziger Jahren entstanden waren, nicht anfreunden kann. Sein Leben lang legte er Wert auf seine „persönliche Freiheit“ – und das bedeutete, dass er sich nie als Mitglied einer Gruppe, eines Teams verstehen konnte. Die Gefahr, für ein Anliegen vereinnahmt zu werden, dem man dann womöglich nicht in allen Punkten folgen konnte, witterte Zweig schon bei der geringsten Abweichung. Von gemeinschaftlichen Initiativen, so

sehr er sie ersehnte, von Organisationsformen einer Gruppe, die er im Grunde für nötig hielt, distanzierte er sich von Anfang an.

Zweig wollte der Einzelne bleiben. Einer, der bei der Aufarbeitung des „europäischen Erbes“ in Literatur, Kunst und Geschichte im Sinne eines großen Ganzen tätig war, aber er konnte dies nur als Einzelgänger – der abseits der großen Städte, der lauten Menschenansammlungen wirken wollte. Er zog die persönliche Unterredung dem Gespräch in der Gruppe vor, schrieb einsam am Schreibtisch sitzend seine unzähligen Briefe an Freunde und Geschäftspartner, war auch meist alleine auf Reisen. Das war sein Begriff von „persönlicher Freiheit“: niemandem verpflichtet zu sein. Er konnte auch, wie wir an diesem Beispiel sehen, den Auftrag zu einem Vortrag annehmen, ihn ausarbeiten, aber dann nicht halten.

Um ein Beispiel seines Einzelgängertums herauszugreifen: 1923 veröffentlichte Richard Graf Coudenhove-Kalergi sein Buch *Panuropa*. Es

hatte in den folgenden Jahren einen enormen Erfolg und erlebte nicht zuletzt durch den Zuspruch prominenter Politiker eine weite Verbreitung. Für Zweig, der sich ein Forum seiner Europa-Ideen wünschte, hätte, so möchte man denken, die Gründung der *Panuropa*-Bewegung willkommen sein können. Aber auch in diesem Fall bleibt es bei freundlicher Distanz. Was ihn nicht hindert in einem Brief an Coudenhove-Kalergi (1. Juni 1924) zu schreiben, auch er wünsche sich eine Zentrale, in der alle europäischen Initiativen, Vereine und Bünde zusammengeschlossen würden. Von einem „moralischen Parlament“ für Europa hatte schon Romain Rolland bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs gesprochen.

Obwohl sich Zweig – wie nachgewiesen wurde – einige Gedanken aus dem *Panuropa*-Buch zu eigen macht, gibt es keine Zusammenarbeit zwischen Coudenhove-Kalergi und ihm. In diesem Europa-Konzept ist für Zweig zu viel

realpolitische, ökonomische Energie enthalten. Nicht die Politiker sollten Europa konzipieren, sondern die Bevölkerung selbst muss sich diesen Gedanken zu eigen machen, wendet Zweig ein. Nur mit Hilfe einer Europa-Begeisterung der Massen, so lesen wir es auch in dem hier vorliegenden Vortrag über die *Einigung Europas*, wird es in etwa 50 bis 100 Jahren – so nimmt Zweig im Jahr 1923 an – die *Vereinigten Staaten von Europa* geben. Er benützt dabei einen Begriff den vermutlich Alfred Fried in seinem Buch *Pan-Amerika* (1910) erstmals verwendet hatte.

★

Wenn Zweig sich als Sachwalter eines europäischen Kultur-Erbes begreift, so bezieht er sich dabei auf das Trauma des Ersten Weltkriegs. Seine antinationalistische Haltung, die ihn sogar zu einem entschiedenen Gegner des Zionismus macht, seine Selbstbestimmung als „moralische

Integrationsfigur“ in Europa und seine literarische Arbeit nach 1919 beziehen sich auf vielfältige Weise immer wieder auf den Krieg. Ja, der Erste Weltkrieg steht wie ein tragisches Leitmotiv auch über seinem Spätwerk. Dass es sich nach dieser europäischen Kriegs-Tragödie nicht nur um einen informellen Ideen-Austausch der Intellektuellen handeln kann, sondern dass man gewisse organisatorische Strukturen benötigt, war Zweig durchaus klar. Und er macht eine Vielzahl von konkreten Vorschlägen.

Wie könne man – so fragt sich Zweig etwa in seinem Vortrag *Die moralische Entgiftung Europas*, den er 1932 an der *Accademia di Roma* in italienischer Übersetzung vortragen ließ (Zweig selbst war nicht anwesend) – eine neue Generation von Europäern erziehen, die nicht nur eine emotionale Bindung an das eigene Vaterland, an das Nationale verspürt, sondern Europa als Heimat empfindet, ja „die ganze Welt, die ganze Menschheit“ liebe.

So wie hier spricht Zweig in allen seinen Beiträgen zur Einigung Europas davon, dass es nicht vernunftgesteuerter Erkenntnisse bedarf, um in Europa Frieden zu stiften, sondern um eine emotionale Bindung an die europäischen Werte. Aber worin bestehen diese Werte, und wie kann man sie vermitteln? Also untersucht Stefan Zweig in der Folge die Bildungswege nationalistischer Prägung und folgert: „Alles wird richtig entschieden sein, wenn die neue Jugend Europas gleichzeitig in allen Ländern Europas richtig belehrt wird.“

Und wie kann dies geschehen? Ein neues Verständnis von Geschichte sei nötig. Geschichte, das fordert Zweig in mehreren Aufsätzen, dürfe nicht mehr als Nationalgeschichte erzählt werden, als Historie von Selbstbehauptung, Krieg und Eroberung, von der Rivalität der Völker und von Schuldzuweisungen. Geschichte dürfe auch nicht länger als Abfolge von militärischen Leistungen begriffen werden, sondern als „geistige

Geschichte“, als europäische Kulturgeschichte. Nur so wäre es möglich, alle Völker gleichberechtigt zu betrachten. Wer dies beispielhaft versuche werde sofort den „Geist der Gemeinsamkeit und das Gefühl des Optimismus“ spüren.

So wie Zweig in die „Einigung Europas“ eine jährlich wechselnde Hauptstadt Europas fordert, so enthalten seine anderen Ausführungen zur europäischen Einigung weitere Vorschläge. Immer wieder geht es um Fragen der Bildung, der Ausbildung. Schon im Gymnasium, fordert Zweig, sollen Jugendliche reisen können und Aufenthalte in andern Ländern zur Pflicht werden. Ein Stipendien-Wesen muss für Studenten erdacht werden, das für einen regelmäßigen Austausch sorgt und das Studieren im Ausland erleichtert.

Stefan Zweig denkt auch an eine Europäische Akademie, einen Zusammenschluss von höheren Schulen verschiedener Länder, deren Vertreter zu Jahrestagungen in abwechselnden Städten zusam-

menkommen und – naja, dann doch wieder Konferenzen abhalten. Zweig träumt überdies von einer gemeinsamen Tageszeitung, die in allen europäischen Sprachen erscheint. Besonders wichtig erscheint ihm auch ein Schiedsgericht für die Medien. Die Zeitungen, sagt Zweig, sie seien es, die den Völkerhass schüren. Um die Medien im Gemeinschaftsgeist zu unterstützen benötige Europa eine zentrale Kontrollstelle, eine übernationale Instanz zur „Berichtigung aller politischen Lügen innerhalb aller Länder Europas“. So könnte man erreichen, dass man „jeder Lüge, ehe sie in die Welt läuft, sofort energisch auf die Beine treten würde.“

Wenn Zweig auch erkennt, dass er damit einer intellektuellen Elite eine besondere Instanz beimisst, so denkt er doch gleichzeitig auch daran – wie wir in dem hier vorliegenden Vortrag sehen können – die Massen zu erreichen. Dass Stefan Zweig die Beispiele von Mussolini, Hitler oder Stalin mit ihren großen Inszenierungen und

Paraden zum Vergleich heranzieht, wenn es darum geht, die Massen für Europa zu begeistern, mag uns überraschen. Aber für Zweig, der nach den Bücherverbrennungen und dem Publikationsverbot in Deutschland über seine beschränkte Wirkungsweise als Autor Bescheid wusste und die schlimme Wendung der europäischen Geschichte vorausahnte, war es noch einmal eine kühne Phantasie: Europa, eine Großdemonstration.

Wenn heute, mehr als 70 Jahre nach dem Tod Stefan Zweigs, über die kulturelle Einheit Europas und das Schicksal und die Krise der EU diskutiert wird, und man die Rolle der Intellektuellen untersucht, so nimmt kaum jemand mehr Bezug auf Stefan Zweig – abgesehen von den unverbindlichen Hinweisen auf den „großen Europäer“. Dass sein Ansatz und viele seiner Forderungen zur europäischen Integration aber tatsächlich aktuell sind, beweisen Stellungnahmen europäischer Intellektueller in den letzten

Jahren immer wieder. Als besonders signifikantes Beispiel dafür sei abschließend ein Interview mit der französischen Schriftstellerin und Psychoanalytikerin Julia Kristeva erwähnt, die – wie Zweig – den Mangel an Bearbeitung europäischer Kriegs-Traumata beklagt. Auch Kristeva erwähnt griechische, talmudische und christliche Denkschulen als geistige Basis Europas. Sie spricht von der Kraft der „kulturellen Identität“ des Kontinents und fordert, dass „die europäische Vielfalt als Reichtum verstanden werden“ muss. Ähnlich wie Zweig fordert Kristeva eine europäische Kulturakademie, die Gründung von gemeinsamen europäischen Preisen und kulturellen Initiativen. „Wir Intellektuelle“, sagt Kristeva, „haben die Aufgabe die europäische Identität zu erkennen und sie weiterzugeben.“ Sie schließt das Gespräch mit einem Satz der von Stefan Zweig stammen könnte: „Es ist an der Zeit, ein kraftvolleres und stolzeres europäisches Bewusstsein entstehen zu lassen.“

Klemens Renoldner

Für dieses Nachwort dienen mir die Texte Stefan Zweigs zum Europa-Gedanken, insbesondere *Der Turm zu Babel* (1916), *Die moralische Entgiftung Europas* (1932) und *Der europäische Gedanke in seiner historischen Entwicklung* (1932).

Die Auskünfte über die Beziehung zwischen Stefan Zweig und Richard Graf Coudenhove-Kalergi verdanke ich einem Vortrag des in Neuseeland lehrenden Germanisten Stephan Resch, der 2009 bei der Berliner Stefan-Zweig-Konferenz einen Vortrag zu diesem Thema gehalten hat: *Differenz des Einklangs: Stefan Zweig und Richard Coudenhove-Kalergi*. Veröffentlicht in: *Stefan Zweig und Europa*. Hg. von Mark H. Gelber und Anna-Dorothea Ludewig. Olms-Verlag, Heidelberg, 2011, S. 55–83.

Der Brief von Stefan Zweig an Joseph Roth vom März 1934 wird zitiert nach:

Jede Freundschaft mit mir ist verderblich. Joseph Roth und Stefan Zweig. Briefwechsel 1927–1938. Herausgegeben von Madelaine Rietra und Rainer Joachim Siegel. Göttingen, Wallstein Verlag, 2011, hier S. 156 f.

Das Interview mit Julia Kristeva „Sprich über deine Schatten“ erschien am 4. Mai 2013 in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“.

UNTENDURCH BISHER ERSCHIENEN:

Schober, Erasmus: Nonsens.

Szenen nach Gedichten von Nikolaus Lenau.

Reihe: Untendurch 1.

Music, Zoran: Gespräche mit Michael Peppiatt.

Aus dem Französischen von Franziska Raimund.

Reihe: Untendurch 2.

Sciascia, Leonardo: Der Tod des Raymond Roussel.

Aus dem Italienischen von Leopold Federmair.

Reihe: Untendurch 3.

Reverdy, Pierre: L'image/Das Bild.

Französisch/Deutsche Ausgabe.

Übersetzt von Ludwig Hartinger.

Reihe: Untendurch 4.

De Buli, Moni: Die obdachlosen Wörter.

Aus dem Serbischen von Holger Siegel.

Reihe: Untendurch 5.

Solmi, Sergio: Betrachtungen über den Skorpion.

Aus dem Italienischen von Hans Raimund.

Reihe: Untendurch 6.

Innerhofer Franz: Der Flickschuster.

Nachwort von Ludwig Hartinger.

Reihe: Untendurch 7.

Walsh, Rodolfo: Diese Frau und zwei
weitere Erzählungen.

Aus dem Spanischen von Leopold Federmair.

Reihe: Untendurch 8.

Char, René: Über die Dichtung.

Aus dem Französischen und mit einem Nachwort von
Manfred Bauschulte und Marion Gees.

Reihe: Untendurch 9.

Proust, Marcel: Kreuznach.

Aus dem Französischen von Franziska Raimund und
einem Nachwort von Albrecht Betz.

Mit Fotos von Marion Kalter.

Reihe: Untendurch 10.

Jelinek, Elfriede: Ungebärdige Wege,
zu spätes Beghehen. Die Zeit flieht.

Mit einem Nachwort von Christa Gürtler.

Reihe: Untendurch 11.

Rakusa, Ilma: Stille. Zeit. Essays.

Reihe: Untendurch 12.

Yourcenar, Marguerite: Das schwarze Gehirn des Piranesi. Übersetzt von Rolf und Hedda Soellner.
Reihe: Untendurch 13.

Pozzi, Antonia: Worte.
Herausgegeben und übersetzt von Stefanie Golisch.
Reihe: Untendurch 14.

Immendorff, Jörg: Ein Brief.
Mit einem Nachwort von Willi Pechtl.
Reihe: Untendurch 15.

Jianghe, Ouyang: Schnellimbiss. Gedichte.
Aus dem Chinesischen und mit einem Nachwort von
Wolfgang Kubin.
Reihe: Untendurch 16.

Buttitta, Ignazio: Drei Gedichte.
Mit einem Vorwort von Pier Paolo Pasolini.
Mit Nachworten von Nara Bernardi, Salvatore D'Onofrio
und Leopold Federmair.
Reihe: Untendurch 17.

Drach, Albert: Wein her!
Ein Prosastück, zuoberst aus der Schublade.
Mit einem Nachwort von Max Blaculich.
Reihe: Untendurch 18.